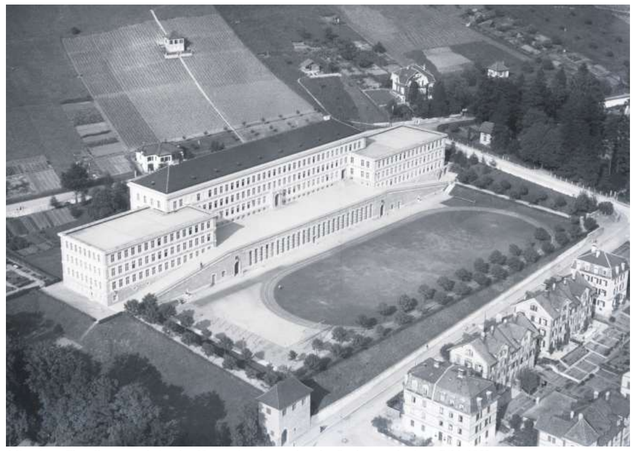
Das Farbkonzept sieht warme Töne für die Unterrichtszimmer vor. ARIEL HUBER



Mit seinen Flügelbauten scheint das Haus seine Arme über der Stadt auszubreiten. Bild: 1932. WALTER MITTELHOLZER

Vier Treppenhäuser durchstossen das Gebäude, keines erschliesst alle Geschosse. ARIEL HUBER

Das Hauptportal hat vor allem repräsentativen Charakter. WERNER HUBER

Ein Monument von Bildung und Zeitgeist

Die Zürcher Architekten Gebrüder Pfister errichteten 1928 für die Kantonsschule in Winterthur einen imposanten Neubau über der Stadt. Die Sanierung förderte überraschende Erkenntnisse zutage.

VON WERNER HUBER

Der Bau einer Kantonsschule war damals eine monumentale Aufgabe. 1922 lobte die Wettbewerbsjury das Projekt «Zeitgeist» der Architekten Gebrüder Pfister für die neue Kantonsschule Winterthur mit den Worten: «Die einzelnen Gebäudemassen sind gegeneinander sehr schön abgewogen, und es wird dadurch mit einfachen Mitteln eine monumentale Wirkung erzielt.»

Um die schwierige Topografie des schräg abfallenden Abhangs zu bewältigen, schufen Otto und Werner Pfister mittels Abgrabungen und Aufschüttungen das Terrain für ein Gebäude, das das Stadtbild bis heute prägt. Sie setzten einen massiven Sockelbau aus Tessiner Granit ins Gelände, der die Turnhalle und die Aula (heute Mensa) aufnimmt. Zwei Rampen führen auf die grosse Terrasse vor dem dreieinhalbgeschossigen Haupttrakt mit Walmdach. Zwei niedrigere Flügelbauten flankieren die Terrasse, so dass das Schulhaus seine Arme über der Stadt auszubreiten scheint.

Gebäude mit starkem Rückgrat

Im Innern bilden Hallen, Treppenhäuser und Korridore das funktionale Rückgrat des Hauses. Als Hauptebene trennt das Erdgeschoss auf der Höhe der Terrasse und der rückwärtigen Strasse das Unten vom Oben. Hier liegen fünf Zugänge. Das Hauptportal hat vor allem repräsentativen Charakter. Wichtiger sind die flankierenden Eingänge von der Terrasse und die wappengeschmückten Portale an der Rückseite, die in die Haupthalle führen.

Vier Treppenhäuser durchstossen das Gebäude, keines erschliesst alle Geschosse. Wer von der Turnhalle ins oberste Geschoss hochsteigt, muss also einmal die Treppe wechseln – die Wegführung als architektonische Massnahme. Im Mittelteil belegen in jedem der drei Geschosse die hangseitige Pausenhalle und die Erschliessung fast die Hälfte der Fläche. Hier lagen hauptsächlich die Klassenzimmer und das Rektorat, die Spezialzimmer waren in den Seitenflügeln untergebracht.

Ende Oktober 1928 wurde das neue Gebäude feierlich eingeweiht. Für die Schule brachte der Umzug genügend Platz in zeitgemässen Räumen, er setzte aber auch den Schlusspunkt unter die Unabhängigkeit vom Kanton. 1832 hatte die Stadt Winterthur ihre Höhere Stadtschule gegründet, 1842 konnte sie das vom Architekten Leonhard Zeugheer geschaffene Knabenschulhaus (heute Museum Reinhart am Stadtgarten) beziehen.

Zwanzig Jahre später erhielt die aus Industrieschule und Knabengymnasium bestehende städtische Schule die Berechtigung, Maturitätsprüfungen abzunehmen. 1916 zogen die Bibliothek und die Naturwissenschaftlichen Sammlungen in das neue Museumsgebäude um. Dennoch litt die Schule unter Platzmangel und unter dem schlechten Zustand des Gebäudes. Umbau, Erweiterung oder Neubau scheiterten an den städtischen Finanzen. Die Kantonalisierung der Winterthurer Mittelschule im Zug der bevorstehenden Eingemeindung brachte 1919 den Befreiungsschlag.

Das Werk von Meisterhänden

«Die Gebrüder Pfister sind eben mittelalterlich. Mittelalterlich im Sinne hochqualifizierter Zunftmeister, die ihr Metier bis ins kleinste Detail beherrschen», zitierte Professor Paul Fink anlässlich der Einweihungsfeier einen ihm bekannten Architekten. Nicht umsonst gehörten die Architekten Otto und Werner Pfister zu den Vielbauern ihrer Zeit.

Der Estrich wurde für den Musikunterricht ausgebaut. ARIEL HUBER

Blick in einen Innenbereich der Kantonsschule nach der Sanierung durch Meletta Strebel Architekten. ARIEL HUBER

Die Turnhalle und die Mensa stehen auf einem massiven Sockelbau aus Tessiner Granit. ARIEL HUBER

Der helle Farbton des Putzes lässt die Fassaden wieder wie vor bald hundert Jahren strahlen. ARIEL HUBER

In Zürich prägten sie mit Gebäuden wie dem St.-Anna-Hof (1913), dem Peterhof (1913) und dem Leuenhof (1915) sowie dem Block der Nationalbank (1923) die Bahnhofstrasse. Gleichzeitig mit der Kantonsschule in Winterthur realisierten sie den Bahnhof Enge, später folgten die Verwaltungsgebäude des Kantons Zürich auf dem Walche-Areal.

Das Werk des 1907 gegründeten Büros spiegelt den stilistischen Wandel in der Architektur nur teilweise wider. Zwar wandten sich die Architekten in den 1920er Jahren der Neuen Sachlichkeit zu, doch richtig modern wurden sie nicht. Damit standen sie im Einklang mit anderen Architekten ihrer Generation.

Das Haus gerät ins Abseits

Da sich nach dem Wettbewerb von 1922 die europäische Architekturlandschaft stark verändert hatte, erschien den Vertretern der Moderne das Kantonsschulgebäude bei seiner Einweihung aus der Zeit gefallen. Einzig die Zeitschrift «Das Werk» veröffentlichte einen ausführlichen Beitrag. Bezeichnungen wie «jurassische Uhrenfabrik» oder «Kaserne» waren schnell zur Hand. Beides zielt daneben.

Passender ist der Vergleich mit zeitgenössischen Bürogebäuden, wie sie damals an der Sihlporte in Zürich, aber auch für Sulzer und die Winterthur-Versicherungen in Winterthur entstanden. Wie es rationelle Bürobauten verlangen, erlaubt die statische Struktur im Zusammenspiel mit dem regelmässigen Fensterrhythmus, an jeder beliebigen Stelle eine Trennwand einzubauen. Davon profitierte das Kantonsschulgebäude mehrmals.

Auf dem benachbarten ehemaligen Friedhof konnte Winterthur 1963 die nächsten Kantonsschulneubauten einweihen. Wie damals üblich, teilte der Architekt Erik Lanter die verschiedenen Funktionen in einzelne Sichtbetonbauten auf und bettete sie in eine parkartig gestaltete Umgebung ein.

> In Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und Spezialisten legten die Architekten Schicht um Schicht frei, bis sie quasi den Atem von Otto und Werner Pfister im Nacken spürten.

Der Altbau dominierte zwar weiterhin die ganze Anlage, geriet dennoch ins Abseits. Der Kanton teilte die zu gross gewordene Schule auf. Das Gymnasium und die Mädchenschule (heute Kantonsschule Rychenberg) zogen in die neuen Lanter-Bauten, die Oberreal- und die Lehramtsschule (heute Kantonsschule Im Lee) verblieben im Pfister-Bau. Die naturwissenschaftlichen Abteilungen beider Schulen lagen jedoch im Altbau, wofür das gut dreissigjährige Haus erstmals im grösseren Mass umgebaut wurde.

Erst 1990 entlasteten Erweiterungsbauten für die Kantonsschule Rychenberg das alte Schulhaus. Dieses wurde im Innern sukzessive saniert. Die Zimmer erhielten einen neuen Anstrich in einem hellen Gelbton, der dem Haus ein freundlicheres Antlitz geben sollte. Doch die Farben der neunziger Jahre passten nicht zum Haus aus den Zwanzigern.

Überraschende Erkenntnisse

Während die Betonbauten der 1960er Jahre längst ihre erste gründliche Sanierung hinter sich haben (und die nächste in Vorbereitung ist), hat die Kantonsschule Im Lee neunzig Jahre ohne tiefgreifende Erneuerung funktioniert. Die Qualitäten der Architektur waren jedoch nur noch zu erahnen, die technischen Installationen hatten das Ende ihrer Lebensdauer erreicht. Nach Plänen von Meletta Strebel Architekten sanierte der Kanton für rund 60 Millionen Franken das Gebäude umfassend. In enger Zusammenarbeit mit der kantonalen Denkmalpflege und Spezialisten legten die Architekten Schicht um Schicht frei, bis sie quasi den Atem von Otto und Werner Pfister im Nacken spürten. So konnten sie den Bau gestalterisch möglichst nahe an den Zustand von 1928 zurückführen. Gleichzeitig machten sie ihn für die Zukunft fit; allein die haustechnischen Einrichtungen verschlangen rund ein Drittel der Baukosten.

Die Recherchen brachten zutage, dass die Gebrüder Pfister zusammen mit einem Kunstmaler ein Farbkonzept erarbeitet hatten, das zwischen den kühlen Erschliessungsbereichen und den warmen Unterrichtszimmern unterschied. Auch der Farbanstrich in den Hallen und Korridoren war nicht einheitlich, sondern jede Raumsequenz hatte ihre eigene Graublau-Nuance. Diese differenzierte Farbpalette hat man nun wiederhergestellt.

Überraschend war auch das breite Spektrum von rund einem Dutzend warmer Farbtöne, die in den sonst identischen Zimmern unterschiedliche Stimmungen erzeugten. Aus diesem Befund entwickelten die Planer einen reduzierten Farbfächer für die Unterrichtszimmer und Verwaltungsräume.

Der helle Farbton des Putzes lässt die Fassaden wieder wie vor bald hundert Jahren strahlen. In den durch die Granitbänder und Fenstereinfassungen aus Kunststein gegliederten Flächen sitzen nun wieder richtig proportionierte Fenster mit graugrün gestrichenen Rahmen.

Zur Bauzeit hatte sich die Haustechnik auf die kohlebefeuerte Zentralheizung, auf die elektrische Beleuchtung und wenige Sanitär- und Abluftanlagen beschränkt. Heute braucht jedes Zimmer elektrische Storensteuerungen und Anschlüsse für Beamer. Für die Lüftungsanlage mussten im Rücken des Gebäudes eigens neue unterirdische Räume geschaffen werden. Immerhin liess sich die Erdbebensicherheit mit wenigen punktuellen Massnahmen erreichen.

Die offenen Hallen und Korridore, ein zentrales Element der Pfisterschen Architektur, sind für Brandschutzexperten und Architekten ein Albtraum. Fluchtwege müssen sich hermetisch abschotten lassen. Es braucht also Türen dort, wo aus architektonischen Gründen keine sein dürfen. Meist werden gläserne, möglichst profillose Abschlüsse eingebaut. Auch Meletta Strebel Architekten fassten zunächst diese Lösung ins Auge. Doch schliesslich fanden sie mit Schiebewänden, die sich in den Zimmertrennwänden verbergen, einen Weg, der dem Haus und den Vorschriften gerecht wird.

Diskretes Augenzwinkern

Im Zug der Gesamtinstandsetzung wurde der bislang als Estrich genutzte Raum unter dem grossen Walmdach für den Musikunterricht ausgebaut. Die Architekten gestalteten den Ausbau als hölzernes Futteral. Von aussen ist dieser Eingriff nur an der vervielfachten Anzahl der Dachgauben ablesbar. Die beiden neuen Aufgänge ins Dach entwarfen sie in der Manier der Gebrüder Pfister: Anstatt einfach die bestehenden Treppenläufe weiterzuziehen, konzipierten sie die Aufgänge als eigenständiges Element, das beim Gang nach oben einen Richtungswechsel verlangt.

Zuoberst im sichtbaren Dachgebälk sind einzelne Vögel aus Bronzeguss zu erkennen. Sie sind vom Hauptportal hierhin entflogen und gehören zum Kunstwerk von Esther Mathis. Mit ihrem Werk «Fliegen» hat sie dem steinernen, nach Osten blickenden Adlerkopf von Karl Fischer in der Gebäudemitte eine Vogelschar aus Bronze zur Seite gestellt. Mit einem diskreten Augenzwinkern bricht sie so die Strenge der alten Skulptur und die Rigidität der ganzen Architektur.